

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 276.

Montag, 9. Oktober

1933.

Die Affäre Dahlskop

Roman von
HANS LEHR

9. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

15.

Griff aus dem Dunkel.

Hermann Kämpfer wehrt sich gegen das Gefühl der Leere und Stille in seiner Umgebung. Früher hat er doch auch oft stundenlang versunken gearbeitet, ohne daß ihm die Anwesenheit Annas überhaupt bewußt wurde. Sie saßen Rücken zu Rücken, getrennt durch einen breiten und langen Tisch zum Ausbreiten von Plänen und Berechnungen. Der Platz ist jetzt leer; Hermann hat es nicht fertiggebracht, Fräulein Baumgart, der neuen Sekretärin, den Platz anzuweisen, den Anna inne hatte. Sein Muskelsinn ist verwirrt; wenn sein Bewußtsein beschäftigt war, hat er Annas Anwesenheit überwacht; der Muskelsinn muß sich genau so an die Änderung gewöhnen wie das Bewußtsein.

Fräulein Baumgart soll nur für einige Zeit helfen, denn über kurz oder lang will Hermann der Einladung der amerikanischen Interessenten, deren Führung das für europäische Angelegenheiten interessierte New Yorker Bankhaus J. P. Carrol übernommen hat, Folge leisten und über den großen Teich fahren.

Hermann bereut bald, daß er Fräulein Baumgart eingestellt hat, denn er muß feststellen, daß der gute Eindruck, den sie anfänglich auf ihn gemacht hat, nur von Schauspielerei hervorgerufen worden ist. Sie ist neunundzwanzig Jahre alt, wohl recht fleißig und bemüht, sich den Posten zu erhalten, scheint es aber auch als zu ihren Pflichten gehörig zu betrachten, ihn in bald hoffnungsvoller, bald entsagungsbereiter und sich selbst bedauernder Weise anzuschmachten; ihr Wesen geht ihm fortwährend mehr auf die Nerven.

Vertrauliches läßt Hermann ihr nicht zu Gesicht kommen; wenn sie demnächst wieder ausscheidet, ist es besser, wenn sie keinen zu tiefen Einblick gewinnt. Persönliches Mißtrauen hat er nicht; er handelt mehr aus einer angeborenen Vorsicht heraus.

Die Sekretärin wohnt im Haus, womit die Geheimrätin nicht recht einverstanden ist, denn, da Hermann ihr Schmachten nicht bemerken will, geht sie fast jeden Abend aus, und bei der Rückkehr überschreitet sie nicht selten die von den normalen Stunden gezogene Schlichtheitsgrenze. Hermann bedauert die Einstellung immer mehr, doch solange er keinen Beweis dafür hat, daß Fräulein Baumgart in einer Weise lebt, die mit der Würde seines Hauses nicht vereinbar ist, möchte er die Entlassung nicht aussprechen, zumal sie sowieso bald aus dem Dienstverhältnis scheidet.

In den Jahren der Arbeit an der Erfindung hat Hermann den Anschluß an Freunde verloren. Da nun auch Ernestine, die bisher den Anschluß an die Außenwelt vermittelt hat, gegangen ist, weiß er in den Stunden der Müdigkeit nach anstrengender Arbeit oft nichts Rechtes mit sich anzufangen; gelegentlich besucht er Theater- und Kinovorstellungen. Nie begibt er sich zu Bett, ohne zuvor noch einmal durch das Laboratorium

gegangen zu sein und am Arbeitstisch die Liste der Vorhaben des kommenden Tages geprüft zu haben.

Im Zentrum der Stadt bemerkt er eines Abends, daß er seine Schlüssel nicht bei sich trägt. Er erschrickt; er wird sie doch nicht verloren haben? Das wäre sehr unangenehm. Nein, er muß sie im Ankleideraum haben liegenlassen. Wie war das möglich? Er ist doch sonst so gewissenhaft und prüft, wenn er sich angezogen hat, jedesmal, ob er Geld und Schlüssel bei sich trägt. Richtig, er ist an den Apparat gerufen worden, und im Nachdenken über das Besprochene hat er die Prüfung vergessen.

Er ruft den nächsten freien Wagen an; ohne Schlüssel mag er nicht spät nach Hause kommen und stören; die Mutter hat nun einmal eine starke Abneigung gegen spätes Heimkehren.

Gewohnheitsmäßig verläßt er den Wagen an der Straßenecke, um noch einige Schritte durch die Luft zu gehen. Verblüfft bleibt er vor dem Hause stehen. Wer macht sich denn da im Laboratorium zu schaffen? Es brennt ja noch Licht. Niemand hat so spät noch etwas in seinem Allerheiligsten zu suchen. Wenn er jetzt läutet, verschucht er den Zudringlichen. Na, als Junge ist er ja oft genug über den Zaun geklettert, er wird es schon noch können. Die Säulen sind mit Kerbungen versehen; er kann sie bequem als Leiter benutzen. Auch in der Küche ist noch Licht. Leise klopft er der Köchin; sie öffnet. Noch immer wirft das Licht aus dem Laboratorium seinen Regal in den Park.

Unruhe quillt in Hermann auf. Im Panzerschrank bewahrt er außerordentlich wichtige Aufzeichnungen über die Erfindung auf. So leise wie möglich eilt er durch den Flur, der die Villa mit dem Laboratorium verbindet. Soll er sich erst eine Waffe holen? Inzwischen verschwindet der Eindringling aber vielleicht? Er wird sich auf die Fäuste verlassen. Er stößt die Tür auf; mit einem Blick erkennt er die Lage.

Auf dem großen Tisch sind Zeichnungen ausgebreitet, unwichtige Unterlagen, wie er auch von weitem sofort erkennt. Fräulein Baumgart bemüht sich, mit einer Kamera Aufnahmen zu machen; sie läßt den Apparat fallen und fährt mit spikem Schrei hoch.

Hermann schließt, ohne ein Wort zu sagen, die Tür ab und ruft das Polizeipräsidium an. Er berichtet kurz; der Leiter der Werkspionageabwehr selbst läme sofort mit zwei Beamten.

„Lassen Sie alles so liegen, wie es liegt; setzen Sie sich!“ weist Hermann die Spionin an. Sie bricht in Weinen aus, will seine Hände ergreifen und auf ihn einreden, er wehrt kurz ab. Die Tatsachen sprechen zu deutlich; was sie zu sagen hat, mag sie den Beamten berichten.

Er vergewissert sich; das Material, das die Spionin gefunden hat, hat keinen besonderen Wert, sonst hätte er es nicht so leicht zugänglich aufbewahrt; das Geheimfach, in dem die Aufzeichnungen über das Herstellungsverfahren ruhen, hat sie nicht gefunden.

Kriminalrat Hasselmann trifft ein. Er ist sofort im

Bilde. Natürlich hat er von Hermanns Erfindung gelesen; es wundert ihn nicht, daß man sie zu stehlen versucht hat. Die Werkspionage hat einen erschreckend großen Umfang angenommen; wird irgendwo eine Erfindung von Bedeutung gemacht, schon sind Leute da, die da ernten wollen, wo andere gesät haben; leider gelingen die Diebstähle nur zu häufig. Verluste, die in die Hunderte von Millionen gehen, sind der deutschen Industrie auf diese Weise bereits zugefügt worden.

„Haben Sie doch Mitleid mit mir“, fleht die Täterin. „Ich habe doch niemand schädigen wollen, und erst recht nicht den Herrn Doktor!“

„Wer hat Sie beauftragt?“ fragt der Kriminalrat. Sie schluchzt und berichtet stoßend:

„Ich habe ihn im Café kennengelernt; er hat lebhaften Anteil an meinem Leben und meiner bisherigen Stellungslosigkeit genommen und sich auch für meine jetzige Tätigkeit interessiert. Als ich ihm erzählte, welche Erfindung Sie, Herr Doktor, gemacht haben, sagte er mir, daß er sich schon seit Jahren mit der gleichen schwierigen Aufgabe beschäftige. Wenn Ihnen die Erfindung gelungen sei, dann hätte es keinen Sinn mehr, daß er noch weitere Mittel und Zeit auf seine Bemühungen verwende. Er gab mir die Kamera und bat mich, einige Photos zu machen. Wenn er aus den Bildern ersehe, daß Sie ihm zuvorgekommen seien, wolle er die Filme und Abzüge vernichten; selbst wenn sie ihm abhanden kämen, würden Sie auf keinen Fall geschädigt werden können, da Ihre Erfindung bereits patentamtlich geschützt sei.“

Der Kriminalrat blickt Hermann an und tippt sich an die Stirn; was die Spionin da sagt, ist einstudiert und zu naiv, um Anspruch auf Beachtung erheben zu können.

„Und das haben Sie dem Mann geglaubt?“

Sie nickt.

Beinahe hätte der Kriminalrat gesagt, dann täte sie ihm leid, doch er behält den Gedanken für sich und verhört weiter.

„Was bekamen Sie für diese — diese „Bemühung“ —?“

Sie schweigt.

„Na —?“ drängt der Kriminalrat.

„Tausend Mark.“

Der Kriminalrat wirft Hermann einen bestätigenden Blick zu.

„Und was sollten Sie noch erhalten?“

„Nochmals soviel.“

Der Beamte schüttelt den Kopf vor Verständnislosigkeit.

„Ich hatte den Herrn Doktor doch nicht schädigen wollen“, jammert sie wieder.

„— und haben in wenigen Tagen vergessen, daß die ersten Bedingungen, unter denen ich Sie eingestellt habe, Verschwiegenheit und Treue waren!“ fällt Hermann ihr streng ins Wort.

„Ich wollte es ja auch nicht tun, aber er hat mich so sehr darum gebeten, er zwang mich geradezu dazu; ich war wie hypnotisiert, und als ich heute abend die Schlüssel liegen sah, wollte ich mir die interessanten Papiere nur einmal ansehen; weitergeben wollte ich wirklich nichts.“

„Daher die Aufnahmen“, spottet der Kriminalrat.

„Die haben Sie natürlich zu Ihrem Privatvergnügen gemacht, was? Unterlassen Sie diese albernen Lügen; sie verschlimmern mit ihnen und Ihren Widersprüchen, die Ihnen selbst vielleicht noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen sind, nur Ihre Lage. Allein ein volles Geständnis kann Ihnen noch Aussicht auf Nachsicht verschaffen. Woher wußten Sie das Geheimnis, ohne dessen Kenntnis man den Schrank nicht öffnen kann?“

„Das Notizbuch des Herrn Doktors lag vorgestern, als er einmal abgerufen wurde, auf dem Tisch; ich habe es eingesehen und mir das Wort aufgeschrieben.“

„Natürlich auch nur studienhalber —?“ fragt der Kriminalist; sein Gesicht liegt in so ernsten Falten, daß nicht zu erkennen ist, ob er spottet oder ob er unter dem

Fragen darüber nachdenkt, daß dieser Fall völlig klarliegt.

Hermann tut das Häufchen jammernden Elends leid; offenbar ist das Mädchen auf den Mann, der ihm Gott weiß was für Versprechungen gemacht hat, hereingefallen, teils aus Mangel an Intelligenz, teils aus Verliebtheit oder Mannstollheit, wohl aber auch aus Habgier.

„Wie heißt der Mann, der Ihnen den Auftrag gab?“ fragt der Kriminalrat.

Wie zur Bestätigung der Annahme Hermanns schweigt sie; auch die Androhung, daß sie bei Nichtbeantwortung der Frage die volle Schwere der Strafe treffe, bringt sie nicht zum Reden.

Der Kriminalist blickt Hermann an und zuckt die Achseln.

„Ich denke, daß wir das noch herausbekommen, Herr Dr. Kämpfer. Ich beschlagnahme die Kamera, und Sie, Fräulein Baumgart, verhafte ich im Namen des Gesetzes als der Werkspionage überführt. Folgen Sie, in Ihrem eigenen Interesse, meinen beiden Begleitern ohne Aufsehen zum Wagen.“

Die Beamten verabschieden sich. Hermann blickt dem abfahrenden Wagen nach. Wäre es nach ihm gegangen, dann hätte man das Mädchen laufen lassen, doch das geht nicht; wohl war es nur ein Werkzeug, eine Verfälschung in der Hand eines Industriefreibeuters, doch ohne es kann der Weg zu diesem Mann, der aus dem Dunkel nach ihm griff, nicht gefunden werden. Er muß aufgefunden gemacht werden, denn wenn man seine Feinde kennt, kann man sich vorsehen.

Wer mag der geistige Urheber der Spionage sein? Sofort taucht das Bild Birger Dahlstoks vor ihm auf, doch das ist ja widersinnig; einen der reichsten Männer der Welt mit einer so niedrigen Gesinnung und übler Handlungsweise in Verbindung zu bringen. Seit der Patenteintragung und dem Erscheinen von Berichten in Fachzeitschriften und Tageszeitungen wissen Millionen um die Tatsache der Erfindung. Es ist nicht möglich, sich ein Bild von dem Urheber zu machen; das Mädchen muß ihn nennen. Ob damit jedoch etwas gewonnen sein wird? Der Mann wird nicht so dumm gewesen sein, Namen und Adresse richtig anzugeben.

Noch in der Nacht bringt Hermann die wichtigen Aufzeichnungen zur Bank und gibt sie am Nachtschalter ab. Im stahl- und betongepanzerten Gewölbe sind die Papiere sicher verwahrt. Ob man nicht trotzdem noch weitere Versuche machen wird, in den Besitz des Geheimnisses zu gelangen? Er wird auf der Hut sein und bleiben.

17.

Palastrevolution.

Generaldirektor Liliencranch liest das aus New York eingelaufene Radiogramm. Er atmet hörbar vor Erregung und seine Augen funkeln; Schadenfreude, Haß und Triumph drücken sich in seinen Mienen aus. Er läßt das Radiogramm nicht zu Anna Bidermann zur Weitergabe an Dahlstok bringen, sondern begibt sich persönlich ins Cheffkabinett. Wortlos überreicht er Dahlstok die Nachricht.

Dahlstok sitzt vornübergebeugt am Tisch. Die geschäftlichen und gesundheitlichen Sorgen lasten schwer auf ihm; die Stirnfalten sind schärfer gezeichnet, die Linie von der Nase zum Kinn hat sich vertieft und seine Augen haben keinen Glanz, der Blick flackert und wandert ruhelos.

Dahlstok erkennt sofort, daß Liliencranch eine Nachricht von außerordentlicher Bedeutung bringt; gleichzeitig steigt das Gefühl des Unbehagens und der Abneigung wieder in ihm auf; wenn der Mann nicht bald seine verhaltene Angriffslust aufgibt, wird er grob werden; seine Angestellten haben sich nach ihm zu richten, nicht er sich nach ihnen.

Dahlstok liest, und sein bereits fast farbloses Gesicht verliert noch mehr Blut.

„Danke“, sagt er knapp und verabschiedend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bürgermeister und der Mehliack.

Von Hans von Hülssen.

Es war um die Zeit, die spätere Geschlechter die größte Nothzeit in deutschen Landen nennen werden. Überall herrschten Hunger und Elend. Jedermann schlug von Monat zu Monat neue Löcher in seinen Leibriemen, und fett ward nur der Tod, der mit der Sense durchs Land ging und auch die magersten Ähren nicht schonte. Aber fast noch schlimmer als Hunger und Dürftigkeit war dies, daß alle Menschen untereinander uneins waren und jeder den Nachbarn befehdelte und ansprach um seines Glaubens willen; denn einen Säugling kann man wohl in Zeitungspapier wickeln, wenn der Mutter Brust ihn genährt hat, aber wo in den Herzen die Liebe fehlt, da ist alles reiß zur letzten Mahd.

In einer kleinen schlesischen Stadt am Fuße des Gebirges lebte der Bürgermeister Langer, ein rechtschaffener Mann von weit mehr als sechzig Jahren; dem fiel die große Noth seiner Mitbürger besonders schwer aufs Herz. Er wohnte unter ihnen von Kindesbeinen auf und hatte manchen alten Mann, manches alte Weiblein, die jetzt in zerschissenen Kleidern und mit Hungergezierten durch die Straßen schlichen, bereinst rüstig in der Werkstatt schaffen oder im Braut schmuck am Altare der Pfarrkirche gesehen. Nur um die hohe Schule in Breslau und nachher die Universität dortselbst zu besuchen, hatte er die Heimat verlassen, war aber nach beendetem Studium alsbald zurückgekehrt, da er nicht glaubte, in der Fremde leben zu können; hatte in seinem Geburtsstädtchen eine bescheidene Anwaltspraxis und in der Folge einen Hausstand gegründet und war, allgemein hochgeachtet und verehrt, vor fünf und zwanzig Jahren zum ersten Male und seither immer wieder zum Bürgermeister der kleinen Gemeinde gewählt worden, während die Praxis nun längst in den Händen seines einzigen Sohnes lag. Alles nannte ihn nur „Herr Ducker“. Jung und Alt grüßte ihn respektvoll auf der Straße, so oft er sich zeigte, und selbst unter denen, die er vor unsern Amtsgerichte oder dem Landgerichte in der Kreisstadt einen Prozeß hatte verlieren lassen, besaß er durch ein Vierteljahrhundert keinen Feind.

Erst diesen finsternen Zeiten, da alle Menschen uneins waren, blieb es vorbehalten, ihm einen aus der Gemeinde zu verfeinden: das war der Müller Knetschle, ein reicher, hartherziger und jähzorniger Mann, der, einsam und niemand's Freund, in der Wassermühle draußen vor der Stadt hauste und von Jahr zu Jahr, und selbst in diesen Zeiten, da alles hungerte, feister ward, ohne daß indessen sein in fette Polster gebettetes Herz sich zur Güte belehrt hätte. Knetschle, der Müller, verfolgte den alten Bürgermeister mit einem verbissenen Haß, seit er durch des jungen „Duckers“ Schuld wegen einer im Jähzorn hervorgestoßenen politischen Beleidigung zu kleiner Geldstrafe war verurtheilt worden; doch Bürgermeister Langer, obwohl ihm wieder und wieder gehässige Äußerungen des Müllers zugeflüstert wurden, trug mit gelassener Geduld und meinte bei sich, daß die Feindschaft eines Einzelnen wenig verschlage in einer Zeit, da es gelte, alle Gedanken immer auf das allgemeine Wohl gerichtet zu halten.

Und weil, wie gesagt, die Noth seiner Mitbürger ihm, in Folge seiner lebenslangen Verbundenheit mit der kleinen Stadt schwerer als sonst wohl Amtspersonen aufs Herz drückte, so sann er Tag und Nacht in seinem Dienstzimmer und auf jedem Spaziergang, den er vors Thor tat, über Mittel und Wege nach, wie er den Armen helfen könnte; denn was der Staat, der selbst viel ausgeleierte Löcher im Schmachtriemen hatte, zu tun vermochte, das reichte in diesem harten Winter kaum hin, die Vögel unter dem Himmel zu sättigen. So sprach denn der Bürgermeister hie und da vor, wo statt des Schmalhans vorläufig noch eine Magd in der Küche wirtschaftete, und bat um warmes Essen für die Armen der Armen und richtete allsogleich im Rathhaus einen Raum, der sonst nur zu nutzlosen Beratungen diente, wohnlich ein, damit sie sich wärmen und an dem sättigen konnten, was zusammenkam; ging auch tagtäglich in die Läden der Stadt und bettete um Brot und Speck, um Eier und Butter, um Holz und Kohlen, um Kleider, Strümpfe und Schuhwerk; und da war niemand, der dem allverehrten „Ducker“ eine Bitte abschlug. So hatten für Wochen die Armen eine warme Stube und satt zu essen, und statt den Lumpen Kleider auf dem abgezehrten Leib, und alle dankten ihm und blickten ihn mit hellen Augen an, wenn er sich einmal, und gewiß zu neuem Wittgange, auf der Straße zeigte. Und er sandte auch, da die Vorräte mächtig wieder angingen, knapper zu werden, den alten Ratschreiber Spindler, seinen getreuesten Helfer bei allem Werk, hinaus zu dem feisten Müller Knetschle in der Wassermühle und sann ihm freundlich an, daß er möchte von seinem Reichthum einen Sad Mehl in der Woche geben, die hundert Hungernden zu speisen.

Aber der Müller, da er die Botschaft gehört, blähte sich auf und trachte wie ein Godel: „Wenn der Bürgermeister einen Sad Mehl haben will, so mag er selber kommen, ihn holen — anders nibt's nichts!“

Das überbrachte der Ratschreiber seinem geliebten Herrn und schämte sich dabei, weil er's aussprechen mußte; doch Bürgermeister Langer nickte nur zweimal nachdenklich mit dem grauen Kopfe: „Es ist gut.“

Andern Tags machte er sich, da er sein Werk am Schreibtische im Rathhaus getan, auf den Weg und schlug, hierhin und dorthin grüßend, die Straße, am halbversteinten Fluß entlang, nach der Wassermühle ein; es war ein Weg von einer halben Stunde, aufs Gebirge zu, das tiefverschneit in der Sonne blendete. Und so sehr war er in seines Herzens Vorhaben versunken, daß er kaum bemerkte, wieviele Bürger an diesem leuchtenden Wintertage unterwegs waren und vor ihm den Hut zogen.

Er trat durchs Thor der Wassermühle, traf den Müller auf dem Hofe, sprach ihn an und sagte: „Da Sie's nicht anders tun, Müllermeister, so komme ich, für meine Armen einen Sad Mehl zu holen.“

„Bitte —!“ gab der Müller in verbissenem Haß zurück und reichte ihm nicht einmal die Hand; dann aber lachte er schallend auf: „Der hat sein Gewicht, so ein Sad Mehl! Bin neugierig, wie Sie ihn schleppen werden, Sie alter Mann!“ Und er winkte mit gebietender Gebärde den Mühlenknechten.

Der Bürgermeister erwiderte nichts, bei sich aber dachte er: Weß Herz voll Liebe ist, dem wachsen viele Kräfte. — Und da sie den Sad heranschleppten, belud er sich mühsam damit, nicht achtend, daß er zentnerschwer war und sein Rod voll Mehlstaub wurde, und trug ihn, obgleich schwanke Schrittes, durchs Thor und hörte Müller und Knechte höhnlich hinter ihm drein lachen.

Doch auf der Landstraße vor dem Tore — war's nun ein Zufall?, oder, was wahrscheinlicher, war es, weil der Ratschreiber in gerechter Empörung und heißem Born das hochfahrende Ansinnen des feisten Müllers und den stummen Weg seines verehrten Herrn unter die Leute gebracht! — vor dem Tor hatte sich viel Volks angesammelt, und ihrer etliche liefen sogleich auf den Bürgermeister zu, ihm die Last abzunehmen, und da er, Schweißperlen auf der Stirn, ihnen wehrte, die weil er sich sein Wort gegeben, den schweren Gang zuende zu tun, um des gemeinen Beispiels willen, das in dieser Nothzeit vorböden, so brachen sie insgesammt in laute Verwünschungen und drohende Rufe wider den Müller aus, daß der es geraten fand, ängstlich das Thor zu sperren und den großen Querbalken vorzulegen. Und sie gaben ihrem Bürgermeister, der unter seiner Last leuchtete, das Geleit, und immer mehr, die jetzt erst die Kunde gehört, gesellten sich unterwegs zu ihnen, und es war bald wie ein Triumphzug, und die jungen Burschen und Mädchen begannen fröhlich zu singen. So zogen sie ihre Straße.

Aber als sie sich bis auf einen Meilenstein der Stadt genähert hatten, da versagten dem alten Manne, der sich über seiner Jahre Vermögen zugemutet, plötzlich die Kräfte, und er brach lautlos in die Knie. Sie waren bei ihm im Ru und hoben den schweren Sad auf, und einer rief: „Genug, Ducker! Beischäm' nicht die Jungen unter uns!“ Doch der Ducker gab keine Antwort, er lag stumm im Schnee, reglos und mehlbestäubt; und da sie ihn aufrichteten, sahen sie, daß sein Auge verdreht war und das Weisse nach außen leuchtete; und sie rissen ihm hastig den Rod auf, aber das angstvoll lauschende Ohr vernahm keinen Herzschlag mehr.

Der alte Bürgermeister Langer war gestorben im Dienst der Liebe und der Pflicht. Wohl ihm, dürfen wir hinzusetzen; so hat er nicht erlebt, was ihn bekümmert und vielleicht am Einn seines Opfers hätte zweifeln lassen: daß in dieser Nacht auf dem Anwesen des hartherzigen Müllers der rote Hahn krähte und die ganze Wassermühle niederbrannte bis auf die Grundmauern, die weil keine Hand in der um ihren Vater trauernden Stadt sich rührte, die rot am Nachthimmel stehende Feuersbrunst zu löschen ...

Wachtelfönige.

Von Edmund Scherein.

Nicht weit von den Toren der Stadt liegt inmitten fruchttragender Äder und graswüchsiger Weiden ein öder Plan. Dem Bauer ist er ein Ärgernis. Es verdrießt ihn, muß er daran denken, wie oft ihm das bißchen Futter, das hier wächst, unter der Rasse verdarb. Und für Ausflügler ist diese Wildnis kein lohnendes Ziel.

So führt sie, obgleich der Lärm des Tages zu ihr bringt, ein wenig beachtetes Dasein. Und doch birgt sie vielfältiges Leben. Den ganzen Sommer hindurch war hier was los, vom zeitigen Lenz an. Der Kiebitz war der erste, der hier an grauem Vorfrühlingstag seinen Einzug hielt. Ihm folgte die Bekassine und dieser die Wasserralle. Nicht lange dauerte es, da gründete die Stodente in einem Schilfstümpel die Familie. Und das Hochzeitspaar zog andere Artgenossen nach sich. Noch viel Sumpfgelügel lehrte hier ein bei Tage und bei Nacht, bei hellem Sonnenschein und tiefem Himmel.

Der letzte der Ankömmlinge war der Wachtelfönig. Als der eintraf, waren die andern schon längst bei der Brut, und die Weibchen hatten ihr buntes Frühlingskleid angelegt. Obgleich es auf den zweiten Tafeln hübsch trocken war, war er bei der Auswahl seines Nestes doch darauf bedacht, ein ansehnliches Stüd Boden

zwischen sich und den andern zu lassen. Denn einmal ist er nicht für Geselligkeit und zum andern scheut er Rasse. Und drittens weiß er, daß anhaltender Regen leicht grünen Rasen in blankes Wasser umwandeln kann. Und so wählte er den Zipfel, den die Wiese in die Feldmark sendet. Das hatte zudem noch mancherlei Vorzüge: In dem Weidengestrüpp hauste der Vinsentrostfänger; der ist dem Wachtelkönig als guter Wächter bekannt. Sodann laufen hier mehrere Gräben kreuz und quer. Das erinnerte den Wachtelkönig an eine Gegend, in der er im Vorjahre den Sommer verbrachte. Wäre er nicht ein so unsteter Gesell, dem Aufenthaltswechsel ein Bedürfnis ist, so wäre er wieder dorthin gezogen; denn schlecht war es ihm dort nicht gegangen.

Wenn er auch ein verstecktes Dasein führte, so entging seine Anwesenheit den Nachbarn nicht. Die Kiebitzhenne auf den Eiern horchte auf, als sie plötzlich neben dem gellenden Pfeifen der Kasse ein Knarren hörte. Das kannte sie doch ... Das war ja der gefiederte Schnellläufer, dieser Bodenflüger, der unter allerlei dichtem Gras und wirrem Gesträuch seine verborgenen Irrgänge hatte. Und auch die Bekassine riefte bald um den neuen Gast.

Als sich im Hochsommer die jungen Kiebitze schon munter auf der Wiese tummelten und die Brut der Bekassinen ihre ersten Flugübungen vornahm, als die Enten unter dem Wei des Jägers bereits erste Federn gelassen hatten und nebenan auf der Feldmark die Sense in lechtem Korn rauschte, gab es auch beim Wachtelkönig Familienzuwachs. Acht muntere schwarze Dingelchen hütete die Wachtelkönigin unter ihren Fittichen. Rasch schlüpfen sie auf ihren hohen, rötlich weißen Ständern durch dichtes Gras und nahmen mit Begier die Nahrung, die ihnen die Alte in Käfern, Heuschrecken, Larven, Raupen, Regenwürmern und andern Kleingetier zeigte. So unvollkommen sie in ihren schwarzen Dunenkleidchen auch wirkten, so gelehrt benahmen sie sich. Und bald wußten sie auch, daß es außer dem, was da kroch und zappelte, summt und flatterte, anderes gab, was den Kropf füllte und Behagen verschaffte. Denn nebenan stand das Gras braun und gelb in dichten Büscheln und hatte längst Samen angelegt. Das war eine willkommene Zutat. Und ob die Wachtelkönige auch spät das Licht der Welt erblickt hatten, sie holten den Vorsprung, den die ganze bunte Jugend dieser Gründe ihnen gegenüber hatte, rasch wieder ein.

So große Regsamkeit sie auch entfalteten, von den andern hielten sie sich fern. Vor ihren Feinden schützten sie ihre scharfen Sinne. Dieß sich der Habicht blickend, so duckten sie sich flach an den Boden, wo das Gras am dichtesten war, schaukelte bei sinkender Dämmerung die Rohrweihe über den Plan, so schlüpfen sie dahin, wo die Deckung fahl war wie der hereinbrechende Abend. So hatte noch keiner der Krummschnäbel ihnen gegenüber etwas ausgerichtet. Und Fuchs und Wiesel waren auch stets mit leerem Gang abgezogen.

Eines schönen Tages, als silbernes Gespinnst über der Wiese lag und der Wind erste weisse Blätter über graue Blütenköpfe wehte, wurde es plötzlich laut nebenan auf der Feldmark. Im nächsten Augenblick war um die Wachtelkönige herum ein Burren und Surren. Das waren vom Jäger aufgeschreckte Rebhühner, die in ihrer Bedrängnis zu diesem Wiesenzipfel ihre Zuflucht nahmen. Die alten Wachtelkönige wußten nun, was kommen mußte und so huschten sie unter den Baldachin dichten Gesträuchs und rührten keine Feder. Und die Jungvögel folgten ihrem Beispiel. Bald donnerte es von neuem — zweimal hintereinander und dann noch einmal. Schwer und dumpf fiel etwas in einer Federwolke herab. Die Wachtelkönige fuhren zusammen. Ihrem scharfen Gehör, das ihnen das leiseste Geräusch kriechender Käfer auf dem Palm, das Schleichen des nahen Wiefels und den Tritt des fernsten Menschen anzeigte, erschien dieser Lärm unerträglich.

Eine bange Pause — — —

Dicht vor einem der jungen Wachtelkönige tauchte ein brauner Koloss auf. „So recht, Tell“, ermunterte der Jäger den Hund. „Geh vor!“ Einen Schritt machte der Hund und noch einen und dann setzte er den frei gewordenen Vorderlauf nicht mehr auf den Boden. Die Bitterung ... die war ihm noch nicht vorgekommen. Und dabei war er schon im vierten Felde, hatte schon manch Huhn im Fang gehabt und manchen Hasen.

Der Wachtelkönig aber sah das Rasentier jetzt nicht mehr vor, sondern über sich, sah die leise Bewegung der Lefzen, das laum merkwürdige Jucken, das die Spannung des Jagdhundes verrät. Was sollte er beginnen —? Hätte er rasche Flügel wie die Ente oder der Kiebitz, so wäre ihm jetzt nicht bange. Seine einzige Rettung erblickte er in völliger Bewegungslosigkeit.

Aber als der Hund den Kopf unter neuem Ruf des Jägers noch tiefer neigte und mit dem Fang schon das Gras berührte, besann er sich endlich auf seine kurzen Schwingen. Blüßschnell huschte er aus dem Gewirr heraus und wagte den Flug ...

Zwei Schäfte fielen zeitlich fast zusammen ...

Einige Augenblicke später hielten die Jäger ein quabbeliges Ding in ihren braunen, knöchigen Fingern. Spedisset war es. „Wachtelkönig“, erklärte der Ältere dem Jüngeren, der da glaubte

auf ein junges Rebhuhn geschossen zu haben. Aber ob der Hund auch von neuem vorstand, sie ließen von der weiteren Jagd auf diese Vögel ab.

Das war der jungen Wachtelkönige erste Bekanntschaft mit dem Menschen. Und sie hatten keine Lust, diese Bekanntschaft zu erneuern. Am nächsten Tage waren sie fort. Weit ist ihr Weg gen Süden, und langsam ihr Flug.

Konzert um Gott.

Skizze von Herbert Burgmüller-Mühlheim.

Einsam ist Friedrich auf des Lebens Höhe. Rheinsberg, selige Kronprinzenzeit! Verweht ... Die schicksalhafte Fahrt der Großen, sie führt auch ihn auf den schwindelnd hohen Grat, den der eifige Firnwind der Vereinsamung umbläst. Keine Frauenliebe wärmt das kühle Herz, keine Freundschaft füllt die Leere. Ihm bleibt die kalte Einsamkeit, wie er es mit herbem Stolz einst hinter den Wällen von Küstrin geahnt — an einem grauen Novembertag vor siebzehn Jahren ...

Nein, wer einmal diesen himmelsnahen Grat erstieg, der findet nimmer einen Weg zum Menschen. Und Gott? Wie oft traf Spott aus seinem Mund dies Wort — zu Zietens Gram ...

Vor Friedrich liegt der blüten schwere Park, um den das halbe Licht der Scheidestunde weht. Er starrt hinaus. Versonnenheit liegt auf seinen früh vereisten Zügen. Was bleibt? Der schale Ruhm des ersten Krieges? ... Nur die Verantwortung! Stunde der Einsamkeit, wo auch der Große wieder Mensch zu werden strebt. Gibt die Verantwortung dir Herzenswärme, Liebe?

Der König wendet sich. Er schellt. Die Pagen leuchten ihm voran zum Saal.

Kammerkonzert zu Potsdam. Die Gesellschaft wartet. Kerzen flimmern im Spiegel des Parterres. Nur leises Flüstern hebt sich zage. Das Instrumente-Stimmen fällt feierlich den Raum. Erwartung ...

„Bach ist da ...“ spricht leise Duang.

Friedrichs Blick glänzt plötzlich auf. „Bach ...“

Die Flügelklaviere rauscht auf. Ein Raunen wogt. Die Blicke aller fliegen dem Eingang zu: Bach.

Beide tritt der greise Meister ein. Hastig springt Friedrich vor, reicht seine Hand. Die beiden Könige begrüßen sich mit ehrfurchtsvollen Augen. Ein jeder beugt sich vor der Majestät des andern.

Bach setzt sich ans Piano.

Der Hof sinkt schweigend in die Sessel, die Kapellisten stellen sich zur Seite.

„Majestät sind selbst ein großer Musiker. Ich bitte Sie ergebenst um ein Zugenthema.“

„Die Flöte, Duang!“

Nachdenklich nimmt Friedrich das Instrument. Seltsame Nahrung führt es an die Lippen und befiehlt das Thema: „b-a-c-h ...“

Unsicher schaut der Meister auf. Diese Ehre vom Größten seiner Zeit? — „Das soll ... ich ... spielen?“

In Friedrichs grauen Augen leuchtet Wärme: „Spiel Er! Er ist es wert.“

Bach greift in die Tasten. Sein Leben wird Musik: ... b-a-c-h ... Melodit, einfach und dennoch tausendfach gewandelt, ergießt sich, wölbt sich farbig wie ein Regenbogen. Das Herz baut einen Dom dem Himmel zu — aus tragischer Erkenntnis. Die Seele breitet ihre Schwingen, fliegt auf — wie feierliche Dämmerung — zu Gott. O, lehtes Erkennen, einziger Trost, größte — Liebe ...

Die Gesellschaft schweigt, atembekommen. Dies Konzert hat man zu Potsdam nie gehört.

Einsam, abseits steht der König, lauscht in sich hinein, wo die Fuge schmerzhaft jubelnd hehren Wiberhall empfängt. Es dauert eine Weile, bis der Damm zerbricht. „Ich danke Ihn. Er ist doch der König von uns allen“, sagt Friedrich, reicht Bach die warme Hand. „Messieurs, die Soirée fällt aus!“ Der König geht.

Friedrich erwartet Bach auf der Terrasse. Draußen schläft der Park von Potsdam in der Mainacht. In einem fernen Busch erwacht mit süßem Lied die Nachtigall. Im Gekirnenfeuer, unter Kirchenstille, empfängt der König seinen König. „Lange habe ich auf Ihn gewartet, Bach. Lange. Ich danke, danke Ihn. Nur Er spricht so in unserem Jahrhundert. — Will Er mit morgen in der Kirche eine Fuge spielen?“

„Zu viel der Ehren, Majestät, für mich. Warum?“

„Weiß Er denn nicht von Einsamkeit?“

„Ich kann nicht einsam werden, Majestät. Ich habe immer einen Freund.“

Der König hält des Meisters Hand. „Der wäre, Bach?“ „Gott! Majestät.“